

ausschüsse der Pfarrgemeinderäte haben die Apostolatgruppen abgelöst. Das Vereinsleben, das schon nach dem Zweiten Weltkrieg nur mehr zögernd begonnen hatte, hat sich in gemeindliche Vorgänge integriert oder ist erloschen. So ist manches von der Vielfalt katholischen Lebens verloren gegangen.

Trotzdem ein Segen

Trotzdem: Das „Prinzip Gemeinde“ ist ein Segen für die Kirche, wenn es auch die perfekte Gemeinde nicht gibt und vielleicht auch gar nicht geben soll. Karl Rahner hat einmal geschrieben, die Kirchlichkeit stehe nicht am Anfang, sondern am Ende des Weges, den die Gnade Gottes einem Menschen führt. Ähnlich steht es wohl mit der Gemeinde: Sie bleibt ein Ziel, das in jeder Pfarrei angestrebt werden soll; volle Gemeindlichkeit steht aber wohl erst am Ende des Weges, den Gott die Menschen führt.

Artikel

Norbert Brox

Frühkirchliche und heutige Nöte mit der christlichen Gemeinde

Im folgenden Beitrag macht Brox einige zentrale Aussagen zum Verständnis der christlichen Gemeinde. (Dabei könnte jedes der acht Kapitel ein eigenes Thema für Glaubensgespräche und Katechesen über die Gemeinde bilden.) Brox zeigt, daß zum Verständnis und zur Lösung der heutigen Probleme kaum die idealisierten Vorstellungen von den frühchristlichen Gemeinden für uns hilfreich sind, sondern die Art und Weise, wie damals z. B. die Konflikte und Probleme gelöst wurden. Die Unbedingtheit gemeinsamen Glaubens leitet Brox vom Beispiel Jesu ab, der zunächst den einzelnen Menschen angesprochen hat, diesen aber auf den Weg zum anderen Menschen gewiesen hat. Sosehr Jesus das Tun des Willens Gottes verlangt, so betont er doch die „Maßlosigkeit“ der Grundforderung nach Gottes- und Nächstenliebe. Darin und im Universalitätsanspruch der Kirche sieht Brox den Grund für die Unmöglichkeit rechtlich fixierbarer Mindestanforderungen an die Mitgliedschaft in der Gemeinde; mit der kirchlichen Tradition darf und muß man auch heute unterschiedliche Stufen der Zugehörigkeit zur Kirche annehmen; recht verstandene Brüderlichkeit läßt dem einzelnen die Freiheit, sein Christentum in größerer oder geringerer Nähe oder Distanz zu seiner Gemeinde zu leben. Abschließend kritisiert Brox den verbreiteten Konformitätsdruck sowie

Seit Jahrzehnten wird jetzt das Thema Gemeinde in der Kirche neu besprochen und umstritten. Man fragt sich allmählich: wissen die Christen nicht, was sie sind und wollen? Sie hätten es doch vor den letzten Jahrzehnten des Reformdenkens, vor diesem letzten Konzil schon wissen müssen? Zwar hatte die katholische Theologie und Predigt das Thema Kirche als Thema Gemeinde groteskerweise über lange Zeit wirklich so gut wie vergessen. Aber vorher muß es ja dann da gewesen sein. Die Fragen nach Wesen und Wirken der Gemeinde müssen doch schon geklärt sein, wenn die Kirchengeschichte allmählich zwei Jahrtausende lang wird. Wieso kann sie nicht jeder von uns beantworten bzw. warum können wir uns nicht oder nicht leicht auf Antworten einigen (womit die Not beginnt, die mit diesem Thema sehr spürbar verbunden ist)?

Die unerledigte Aufgabe

Das liegt schlicht daran: Alle diese Fragezeichen sind zu verstehen als die nie erledigte Bemühung darum, die Identität des Christlichen konkret zu finden, die Möglichkeit der Verwirklichung des Glaubens ernsthaft zu versuchen. Daß wir es da mit offenen Fragen zu tun haben, obwohl wir Antworten aus über 1900 Jahren kennen, ist nicht verwunderlich und nicht beklemmend. Denn der alte Glaube soll diesmal nicht das Leben anderer, Früherer prägen, sondern das Leben unserer Generation. Und das bleibt uns überlassen, das konnte uns niemand vorwegnehmen. Es gibt eine Tradition in der Kirche, die das Glauben (nicht banal als Besitz, sondern) als eine Suche begreift, der Gott das Finden schenkt.

Orientierung an der Kirchengeschichte

Aber andererseits: die Möglichkeit, christlich zu glauben, ist uns durch die Früheren vermittelt. Wir sind darin nicht die ersten. Christsein, Kirche, Gemeinde sind in bestimmten Formen auf uns gekommen, die wir nicht für beliebig halten, weil wir der Kirchengeschichte vertrauen, daß in ihr Christsein gelungen ist. Darum ist die Rückfrage, wie es denn frühere Christengenerationen gemacht haben, keine Verlegenheitslösung. Für uns hat das Interesse an der Geschichte des Glaubens einen qualifizierten Erkenntniswert. Das Frühere in der Geschichte unseres Glaubens ist uns nicht beliebig. Wir treffen darin auf Verbindlichkeiten und Orientierungen des Christseins als Gemeinde.

* Der Text ist verfaßt als Referat auf dem Gemeindeforum in Wien-Schwechat am 27.—29. April 1979. Von daher erklären sich Auswahl und Perspektive der einzelnen Überlegungen.

Bei diesen Überlegungen soll die Rückfrage weit zurückreichen, nämlich ins Urchristentum und in die Kirche der folgenden, frühchristlichen Jahrhunderte.

1. Die Rückfrage nach der Urkirche

Daß auf die Urkirche geblickt wird, findet jeder einleuchtend und sinnvoll. Zu dieser Übereinstimmung helfen verschiedene Umstände zusammen. Die schriftlichen Glaubenszeugnisse der ersten 3—4 Christengenerationen sind für uns im Laufe von 80 bis 200 frühchristlichen Jahren Bibel geworden, also in einen unüberholbaren dogmatischen Rang gehoben. Außerdem spielt die (unkritische) Bereitschaft mit, von einer idealen, noch unverfälschten Urgeschichte auszugehen und die heroische Epoche der Märtyrer und der großen Kirchenväter am Anfang zu wissen, während man sich selbst in einer dekadenten Spätgeschichte fühlt. Schließlich haben wir landläufig eher ein bestimmtes Bild statt eines wirklichen Wissens von der frühen Kirche. Man muß m. E. darum einen Augenblick lang über die Rückfrage nach der Frühzeit nachdenken.

Eine Zeit mit vergleichbaren Schwierigkeiten . . .

Ich nehme folgendes vorweg: Wenn wir in unseren Schwierigkeiten mit Gemeinde die Urkirche und Alte Kirche befragen, fragen wir eine Zeit, die diese oder vergleichbare Schwierigkeiten dem Kern nach schon sehr gut gekannt hat. Das Bild von der idealen urchristlichen Gemeinde, in dauerndem Gebet versammelt, fest bei der Lehre der Apostel, mit der täglichen Eucharistie, gemeinsamem Besitz, Armensorge und brüderlicher Verbundenheit („ein Herz und eine Seele“), beim ganzen Volk beliebt und ständig wachsend (Apg 2,44—47; 4,32), — dieses Bild ist, wie wir inzwischen ganz sicher wissen, eine schon nachträgliche ideale Zeichnung, nicht einfach eine Beschreibung dessen, was war. Die Paulusbriefe, teils auch die Evangelien, sind älter als die Apg und wissen nichts von solchen Idealzuständen. Die Kirche war damals nicht so konfliktlos, wie es da in der Apostelgeschichte aussieht. Es gab Gruppen, Richtungen, Differenzen, und zwar in damals wichtigen Fragen wie Gesetz (also Judentum), Enderwartung, Taufverständnis, Christusbild, auch in gemeindepraktischen Dingen wie Disziplin, Gottesdienst, Ämterordnung, außerdem im Verhältnis zu Staat und Gesellschaft.

. . . und mit fremden Anschauungen

Die Urgemeinde ist uns übrigens in vielem auch ausgesprochen fremd, z. B. mit ihrer Naherwartung; auch mit ihrer Situation, ohne die uns bekannten Dogmen zu leben und ohne die uns geläufige Kirchenorganisation; weiters beispielsweise mit ihrem Dämonenglauben, ihrer problemlosen Einstellung gegenüber der Sklaverei, gegen-

über der politischen Macht; mit ihrer Beurteilung der Frau. Fremd ist uns auch die soziale Isolation, in der die Urkirche als Gruppe (nicht die einzelnen) lebte, so daß sie sektiererische Formen und Anschauungen entwickelte.

Das zähle ich alles kurz auf, um zu sagen, daß ein natives Befragen der Urkirche in Form von Ablesen, Abhören und Kopieren-wollen ganz ausgeschlossen ist. Das betrifft unseren Umgang mit dem NT, aber auch mit den Kirchenvätern. Wir finden an keinem Punkt der Kirchengeschichte den Steckbrief, das Totalbild der Kirche vor, nach dem wir bloß zu verfahren hätten. Es liegt anders:

Die Bedeutung der Zeugen

Wir kennen aus der Geschichte der Kirche Zeugen und Epochen, die mit Überzeugung und Elan die Verwirklichung der Kirche gesucht haben und übrigens (wie wir) auch mit Kummer und Enttäuschungen. Ich meine, daß ihre Zeugnisse, die wir noch lesen können, weil sie nicht von ungefähr erhalten geblieben sind, unsere Fragen und Probleme in angemessene Proportionen rücken und allerdings auch orientieren können. Das kann unter Umständen hilfreich sein, selbst wenn damals nicht alles beantwortet worden ist, was wir heute fragen.

2. Warum unbedingt Gemeinde?

Unter dieser Überschrift soll keine biblische und altkirchliche Theologie der Gemeinde entworfen werden. Wir haben all das, glaube ich, oft genug beschworen, es uns vom Konzil und vielen Predigern sagen lassen und dabei die Erfahrung gemacht, daß es nicht hilft, wenn es nicht zur Bekehrung und zur Verwirklichung führt. Die Verwirklichung ist ja das eigentliche Interesse am Thema.

Zur Bestimmung dessen, was Gemeinde prinzipiell ist, versuche ich es deswegen mit dieser kurzen Skizze: Jesus hat den einzelnen Menschen angesprochen, berufen und auf den Weg gewiesen. Aber in seiner Ethik, in der Jesus erklärt, was Umkehr des einzelnen ist, führt dieser Weg zum anderen Menschen, über den anderen Menschen, mit dem anderen Menschen — als Weg zu Gott. Unseligerweise wird, gerade wieder in den letzten Jahren, daraus eine Konkurrenz zwischen Gott und Mensch gemacht. Man redet von der Alternative „horizontal“ und „vertikal“ und verketzert die sogenannten Horizontalisten, die das Christentum „auf Mitmenschlichkeit reduzieren“, wie es dann heißt. Eine völlig überflüssige Polemik. Bei Jesus findet man die Sorge nicht, daß Gott zu kurz käme, wenn man den Glauben als Hinwendung zum Menschen versteht und lebt.

Miteinander glauben

Die apostolische und nachapostolische Generation hat die Treue zu Jesus, die Jüngerschaft, den Glauben ohne jede Unsicherheit sofort nach Jesu Tod so aufgefaßt und gelebt, daß sie Gemeinde bedeuten: glauben miteinander. Umkehr und Hoffnung waren sofort gruppenbildend, wie ja auch Jesus schon den Kreis seiner Anhänger fest zusammenggeführt hatte. Man lebte weiter aus den Zeichen der Gemeinschaft im Mahl und anderswo. Die neue Beziehung zu Gott wurde im Miteinander gelebt. Folgender Satz war offenbar ein frühchristliches Sprichwort: „Hast du deinen Bruder gesehen, so hast du deinen Gott gesehen“¹. Das heißt nicht, daß der einzelne, statt selbst seine Entscheidung zu verantworten, dies einer Gruppe überläßt. Aber er anerkennt, daß die Wirklichkeit, die der Glaube meint, über seine individuelle Existenz hinausreicht, und er akzeptiert, daß christlich gesehen der Ort seines Lebens und so auch seines Glaubens bei den Menschen ist.

Christliches Schlüsselwort ist „Liebe“. Liebe ist vorhanden in Formen der Begegnung und Vergemeinschaftung. Gemeinde hat von Jesus her ihren Ursprung im Bild von Gott und im Bild vom Menschen. — Alles weitere: Ritus, Ordnung, Institution, Recht und dergleichen ist nachträglich.

Ich möchte da jetzt nicht weiter definieren und erklären. Ihre Bewahrheitung oder Widerlegung bekommt die christliche Rede von der Gemeinde wahrscheinlich nicht aus der historischen, theologischen oder erbaulichen Ableitung, sondern in der Konkretisierung. Die folgenden Überlegungen bleiben beim Thema Gemeinde, aber eben so, daß sie an den Schwierigkeiten und Möglichkeiten der Verwirklichung interessiert sind.

Eine erste Schwierigkeit ist:

3. Das Problem der Mindestanforderung

Wieviel muß einer vorweisen, und was muß er überhaupt vorzeigen, damit von ihm gesagt werden kann, daß er aufgrund von Umkehr zur Gemeinde gehört? Diese Fragen kann man auf konventionelle Weise leicht beantworten, aber sie stellen sich heute anders, und zwar dort, wo man bewußt „Gemeinde“ sagt und damit nicht Kirche als Volks- oder Massenkirche meint. Die Antwort kann jetzt ja nicht die bloße Tatsache der Taufe nennen.

Hier geht es um die Ernstnahme des Glaubens durch einen bewußt lebenden Menschen. Wenn ich frage: „wieviel?“ rechne ich auch mit „zu wenig“. Da wird die Sache aber prinzipiell heikel. Läßt sich der Glaube, die Überzeugung, die Umkehr, quantifizieren? Wenn nicht,

¹ Klemens v. Al., Strom. I 94,5; II 70,5; Anfang 3. Jahrh.

wie ist dann zu unterscheiden? Denn Unterschiede gibt es. — Wir stellen das noch zurück und fragen zuerst, worum es denn geht.

Das Tun als zentraler Impuls Jesu

In der letzten Zeit sind viele Bücher über Jesus geschrieben worden, die zu bestimmen suchten, was Jesus gewollt hat. Kein Zweifel: der ganz zentrale Impuls Jesu ging auf das *Tun*, und so hat ihn die frühe Kirche verstanden: „Nicht jeder, der zu mir ruft: Herr, Herr! wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel tut“ (Mt 7,21); „Seid Täter des Wortes, nicht nur Hörer — denn damit hättet ihr euch übel verrechnet!“ (Jak 1,22). Glaube, Jüngerschaft, Umkehr sind zu erkennen am Tun. Das Tun ist Kennzeichen der Gemeinde. Das lohnt sich festzuhalten. Inzwischen hat sich da nämlich eine Verlagerung ergeben. Das Urchristentum, die Alte Kirche, haben im Nichttun des Evangeliums, im Böses-Tun des einzelnen eine Angelegenheit der Gemeinde gesehen. Bekanntlich wurde die Gemeinde verantwortlich gemacht, z. B. durch Paulus 1 Kor 5 im Fall des Blutschänders, aber auch z. B. im Laufe der folgenden Jahrhunderte in Form der Bußstufen und -zeiten, die die Schuld des einzelnen in die Öffentlichkeit der Gemeinde stellten, um sie in der Öffentlichkeit der Gemeinde auch abzutragen und barmherzig zu vergeben. Denn: Sünde in diesem Sinn geht die Gemeinde an, ist ihr eigenes Defizit, fällt in ihre Sorge. Aber: Sünde in diesem Sinn ist seit langem Privatsache von Privatbeichte geworden. Ganz andere Vergehen sind ins Öffentlichkeitsinteresse der Kirche gerückt: Verstoß gegen die kirchliche Rechtsordnung, gegen die Sakramentspraxis, und vor allem: Abweichung von der Lehre. Diese Dinge wurden altkirchlich auch nicht verharmlöst, aber sie beherrschten nicht das Öffentlichkeitsinteresse der Kirche am einzelnen. Die Gemeinde war an seiner Umkehr interessiert und leistete sich z. B. den Aufwand, jedem neuen Taufbewerber einen Begleiter für die Vorbereitungszeit zu geben, und die Mühe, sein Leben wirklich zu kennen, ehe man ihn taufte. — Hat man in unseren Tagen je davon gehört, daß sich die Kirche als Institution über den moralischen Zustand einzelner, vieler, unscheinbarer oder gesellschaftlich bzw. kirchlich prominenter Christen ähnlich beunruhigt zeigt wie etwa über den Autor eines unbequemen Buches oder über eine nicht konforme Glaubensmeinung? Oder umgekehrt: Hat das redliche Bemühen um integres, konsequentes Christsein jemals einen Christen, der aus Disziplin- oder Doktrin-Gründen ins Zwielicht geriet, in

Eine bedenkliche Verschiebung

den Augen zuständiger kirchlicher Behörden schützen und rehabilitieren können? Diese gesamte Verlagerung ist m. E. der Überlegung wert, auch für die Einzelgemeinde.

Im Mittelpunkt:
der Mensch

Es geht um das Tun — nicht allein, aber entscheidend. Und nicht um irgendein Tun, sondern (biblisch gesagt) um das Tun des Willens Gottes bzw. der Worte Jesu. Die Inhaltlichkeit oder Richtung ist damit deutlich. Sie hat wieder ganz zentral mit dem Menschen zu tun: „Wo immer ein Mensch gebraucht wird, da sehen wir unsere Aufgabe dringlich werden“², aber freilich weiter mit Verhaltensweisen generell, die dem Glauben entsprechen, also auch der Verantwortlichkeit gegen sich selbst. Die Bibel nennt das sehr schlicht: hinter Jesus hergehen oder seinen Spuren folgen, und dabei ist z. B. zentral der Verzicht auf Revanche, auf Reproduktion des Bösen also. Außer den Evangelien gibt eine solche „Christologie des Lebens Jesu“ (statt: des Wesens Jesu) der erste Petrusbrief: „Christus hat . . . euch ein Vorbild hinterlassen, damit ihr seinen Spuren folgt. Er hat keine Sünde getan, und man fand keine Falschheit in seinem Mund. Er wurde beschimpft und schimpfte nicht zurück, mußte leiden und drohte nicht, sondern überließ alles dem gerechten Richter“ (1 Petr 2,21—23).

Das notwendige
Quantum

Aber was ist jetzt mit dem notwendigen Quantum? Wieviel muß jemand „tun“ in diesem Sinn der Ethik Jesu? Jesus hat diese Frage in ihrem strikten Sinn ad absurdum geführt. Die Erfüllung des Anspruchs läßt sich nicht regeln durch Mengenangabe: „Da trat Petrus zu ihm und fragte ihn: Herr, wie oft darf mein Bruder gegen mich sündigen, und ich muß ihm vergeben? Bis zu siebenmal? Jesus sagte zu ihm: Ich sage dir, nicht bis zu siebenmal, sondern bis siebzigmalsiebenmal!“ (Mt 18,22). Die Angabe der „unsinnig“ hohen Zahl soll hier Menge und Zahl unbrauchbar machen. Der Anspruch Jesu hat keine Abmessungen, also läßt sich die Frage des Petrus, mit welcher Menge man genug getan hat, nicht beantworten. Die Bergpredigt meint übrigens mit ihren Forderungen dasselbe. Deren Sinn liegt nicht in der buchstäblichen Aussage, sondern im Hinweis auf die „Maßlosigkeit“ (im Wortsinn verstanden) der Forderung. Die Erwägung eines Minimums wird da sinnlos, unanwendbar.

Versagen als Grenze?

Man kann sie aber von der anderen Seite her angehen, die sich im Zusammenhang aktueller Nöte mit der Abgrenzung der Gemeinde heute vielleicht sowieso näherlegt; man kann fragen: was darf jemand nicht fehlen

² Laktanz, Div. inst. VI 12,30; Anfang 4. Jahrh.

lassen und was darf er an Versagen oder offenkundigem Vergehen nicht getan haben, um noch dazugezählt werden zu können? — Im Urchristentum gab es ganz klar Möglichkeit und Tatsache des Ausschlusses aus der Gemeinde, endgültig oder auf Zeit. Im 2./3. Jahrhundert kennt die damals rigorose kirchliche Moralauffassung und Disziplin drei Vergehen, die den Menschen definitiv um seine Zugehörigkeit zur Gemeinde brachten: Glaubensverleugnung, Ehebruch und Mord.

Schwierige Grenz- ziehung

An diesem damals gesetzten Limit imponiert die Eindeutigkeit, mit der hier verhindert wird, daß jeder Verlust und jede Abweichung von der Gemeinde hinzunehmen sei. Andererseits ist völlig deutlich, daß wir uns nicht in der Lage sehen, aus dieser altkirchlichen Disziplin ein Rezept für jetzt zu schreiben. Wir sind durch vielerlei Einsichten verpflichtet, bei solchen „Kapitalvergehen“, die damals regelmäßig mit Ausschluß beantwortet wurden, nach der Schuldhaftigkeit des Menschen noch zu fragen, sie nicht einfach vorauszusetzen. Aber von Schuld und Vergebung möchte ich noch eigens sprechen. Es geht jetzt um die Schwierigkeit der Übertragung.

Zur Frage des „Minimum“ für eine Zugehörigkeit zur Gemeinde ist m. E. zu sagen, daß man von Maß und Menge absehen muß und daß dann allerdings zu fragen ist nach dem greifbaren Willen zu einem christlichen Miteinander bzw. daß man Verstöße dagegen nicht verharmlöst. Die Bereitschaft zur Nichtverharmlösung ist auch beim Betroffenen, also bei dem, der sich nach seinem Willen zu Umkehr und Gemeinde fragen lassen muß, noch zu verlangen.

Mit diesen Überlegungen hat man, das ist mir klar, keine Möglichkeit an der Hand, um festzustellen, wann nun jemand die Schwelle vom Nicht- oder Konventionschristentum in eine intensive Gemeinde getan hat. Und dabei wird es wohl bleiben und bleiben müssen. Die Gemeinde soll sicher doch kein kontrolliertes System sein. Wenn ich es richtig kenne, hat die Alte Kirche sich auf das Bekenntnis des einzelnen bei der Taufe verlassen, hat ihm also großes Vertrauen vorgeschossen — bis zum eklatanten Beweis des Gegenteils, und hat mit der Gewißheit gelebt, daß Gott allein dem Menschen ins Herz sieht. Diese Gewißheit, so meine ich, schont den einzelnen wohlthuend vor dem Gericht der anderen, bis zum Grenzfall.

Damit soll nicht alles nebulos werden, ungreifbar und unkontrollierbar. Freilich gibt es Schwellen oder die

Schwelle, die den Eintritt (Initiation) ins Christentum bedeutet und in unseren Breiten für den einzelnen selten mit der Taufe (weil Säuglingstaufe) zusammenfällt und ein langer Prozeß sein kann: die wirkliche Bekehrung, das persönlich gedeckte Bekenntnis zum Christentum. Aber ich halte das nicht für einen geeigneten Gegenstand der Kontrolle durch die Gemeinde — bis auf den Grenzfall. Aber die Grenze generell oder prinzipiell genauer zu markieren als ich es getan habe, hätte ich große Vorbehalte.

4. „Brüderlichkeit“ als Kennermarke?

Wenn man aber das letztlich biblische Ideal der Brüderlichkeit als Kriterium ansetzt, bekommt man nicht dann doch festen Boden und eindeutige Grenzen? Es gibt in überschaubaren Intensiv- oder Personalgemeinden die Vorstellung, daß die Brüderlichkeit der Gemeinde, um verwirklicht zu sein, die Form persönlicher Vertrautheit aller miteinander annehmen muß, so daß, wer sich anschließt, draußen ist. Die erforderliche Intensität eines verbindlichen Gemeindelebens wird von der Summe solcher Nahverhältnisse erhofft bzw. für nur so möglich gehalten. Man gewinnt damit eine relativ genaue Zahl für die zuträgliche, nicht überschreitbare Größenordnung einer jeden Gemeinde, die so heißen darf, und freilich auch eine „Meßbarkeit“ der Zugehörigkeit des einzelnen.

Überforderte „Brüderlichkeit“

Hier bin ich skeptisch und nenne einige Gründe dafür: Man setzt damit der Gemeinde (und damit der Kirche insgesamt) Grenzen, die m. E. nicht ausgewiesen und nicht einsehbar sind. Wie will man die dadurch festgelegte kleine Größenordnung einer Gemeinde z. B. mit dem Expansionsdrang und der Offenheit des Christentums gegen jedermann vereinbaren, deren ernstgemeinte Folgen auf diesem Weg nämlich nicht mehr zu bewältigen sind? Ich erblicke auch eine Überforderung der Kommunikationsfähigkeit des einzelnen darin, wenn man nicht faktisch nur Hauskirchen zulassen will. Vor allem aber ist in diesem Verständnis der biblische Begriff des Bruders, so meine ich, auf eine bestreitbare Weise ausgelegt³.

³ Wenn die Bibel das Wort Bruder als Selbstbezeichnung der Christen kennt, kann angesichts der frühchristlichen Verhältnisse damit nicht gemeint sein, daß so das aktuelle Verhältnis einer gegenseitigen Vertrautheit beschrieben ist und jeder den anderen wie Bruder und Schwester im Umgang kennt und erlebt. Ich glaube, die Parallele liegt in der Art und Weise, wie der biblische Begriff des Nächsten geklärt wird. Es heißt ja nicht, daß der Christ in jedem Menschen, in allen Menschenmassen, ununterbrochen und jederzeit Nächste zu sehen hat. Welchen Sinn sollte das haben? Es wäre Überforderung und illusionärer Unsinn. Jesus hat ihn nicht gepredigt. In der Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 29 ff) ist der Sinn des Wortes zu lesen: Die christliche Liebe zielt nicht unrealistisch und romantisch auf alle Menschen, sondern konkret auf den, der mir begegnet. Und in dieser Erzählung dreht

Wenn wir die Gemeinden so groß sein lassen, daß sie nicht mehr intensive Beziehungen zwischen allen zulassen, dann liegt nicht darin schon der Verrat der Anpassung.

In ihrer Geschichte hat sich die Kirche auf solche Grenzen nie eingelassen, und zwar wegen ihres Universalitätsanspruchs nicht. Sie wollte die Türen nicht darum schließen, weil die große Zahl eben „anonyme Brüder“ produzierte. Wichtig bleibt freilich, daß die Anonymität nicht zur Dispens von der Verbindlichkeit wird, die das Wort „Bruder“ meint. Mit Joh 13,35: daß die Christen Liebe haben einer zum anderen, und daran alle erkennen können, daß sie seine Jünger sind. Diese Liebe der Christen untereinander ist im selben Sinn universal gemeint wie einerseits „Nächster“ und andererseits „Bruder“, nämlich nicht utopisch auf alle und immer bezogen, sondern konkret real auf den, der jeweils mit mir ist. Eine Gemeinde ohne partielle Nahbeziehung der einzelnen, ohne Gruppen, die voneinander mehr als den Namen, nämlich um ihr Leben mit Glück, Unglück und Risiko wissen, ist allerdings ein schales Salz, zum Wegwerfen gut. Wer und was könnte in ihr leben? Solche Gruppen sind ja, wo sich überhaupt etwas rührt, die vitalen Zellen in größeren und großen Gemeinden bzw. Pfarreien, ohne daß man alles, was nicht zu ihnen gehört, Kompromißmasse nennen könnte, und ohne daß sie alle miteinander eine einzige intensive Kommunikation haben. Man kann nicht im Namen des Anspruchs der Gemeinde die menschlichen Möglichkeiten des Mitseins mit anderen überfordern.

Kommunikation und Liebe als Kennzeichen der Gemeinde

Aber andererseits: an den Kennzeichen von Kommunikation und Liebe im Leben der Gemeinde als ganzer ist sie als Gemeinde zu erkennen: „(Ein Ungläubiger oder

Jesus die Anfangsfrage „wer ist mein Nächster“ bekanntlich am Schluß um: „Was meinst du: Wer von diesen Dreien ist dem zum Nächsten geworden, der von den Räubern überfallen war?“ (Lk 10,36). Jetzt ist deutlich, was und wer gemeint ist. Kein Mensch ist ausgeschlossen, und doch bleibt die Forderung realistisch begrenzt, konkret und möglich.

Und parallel ist der biblische Begriff des Bruders zu erklären, ohne daß „Nächster“ und „Bruder“ deckungsgleich würden. Aus der verlangten Brüderlichkeit der Christen untereinander eine permanent und alle Gemeindeglieder ständig umfassende aktuelle gegenseitige Beziehung in jeder Gemeinde abzuleiten, halte ich nicht für die angemessene, jedenfalls nicht für die partout zwingende Auslegung. Ihr angemessener Sinn wäre über eine entsprechende Frage zu ermitteln: Was meinst du: wer in einer Gemeinde ist für wen in der Gemeinde zum Bruder geworden — in einer speziellen Situation bzw. dauernd? Keiner kann sich dispensieren, die Verbindlichkeit läßt zu wünschen nichts übrig. Jeder muß sich als Bruder zu erkennen geben, d. h. für andere da sein können, sobald und wo das aktuell wird. Ich meine, daß man nicht in einer Art neuen „Kirchenrechts“ das institutionalisieren kann und sollte, was die Bibel Brüderlichkeit nennt. Darüberhinaus würde ich es gar nicht wagen, die Zugehörigkeit des einzelnen zur Gemeinde (d. h. seinen ersten christlichen Glauben) an seiner Aktivität in der Gemeinde allein ablesen zu wollen.

Uneingeweihter) wird ... bekennen: Wahrhaftig, Gott ist in eurer Mitte“ (1 Kor 14,25). Muß man noch hinzufügen, daß auf diese Weise „Brüderlichkeit“ in der Gemeinde nicht zur Beliebigkeit erklärt wird? „Brüderlichkeit“ ist biblisch ganz klar die verlangte Signatur und das Wegziel der Gemeinde. Aber es ergibt sich daraus m. E. nicht, daß die Kirche im Regelfall der Gemeindebildung auf die soziologischen Größenordnungen und Bedingungen des Urchristentums zurück muß, um Gemeinschaft des Glaubens haben zu können.

5. Stufen und Klassen der Zugehörigkeit?

Es stellt sich als eine Konsequenz die Frage, die heute in Intensivgemeinden auftaucht und uralte ist für die Kirche: Gibt es eine gestufte Intensität der Integration des einzelnen in die Gemeinde bzw. eine unterschiedlich intensive Teilhabe der einzelnen an Glaube und Gemeinde? Und weiter: Wenn ja, ist diese Unterschiedlichkeit zulässig? Beide Fragen, die nach der Tatsache und die nach der Zulässigkeit, sind — da gibt es keinen Zweifel — von der Kirche des NT und den Kirchenvätern bejaht worden. Wenige Stichworte dazu:

Im Röm, 1 Kor und Hebr ist vom Neben- und Gegenüber von Starken und Schwachen in der Gemeinde die Rede, an anderen Stellen von Vollkommenen und Fleischlichen. Es ist hier kein Platz, in Einzelheiten zu gehen. Wichtig für uns ist, daß man die Verschiedenheiten damals wahr sein ließ und sich doch das Christsein nicht gegenseitig absprach. Gemeinsame Basis ist für Paulus, daß *alle* „in aller Lehre und in *aller* Erkenntnis reich geworden sind“ durch Jesus Christus (1 Kor 1,5). Danach aber beginnen Unterschiede, und sie sind nicht erfreulich, und sie sollen überwunden werden: Paulus und der Hebr (1 Kor 3,1—3; Hebr 5,11—14) reden tadelnd von Kleinkindern, die noch Milch brauchen, statt feste Speise zu vertragen, die also im Wachstum zurückgeblieben sind. Aber sie gehören dazu, ohne Zweifel. Freilich schaffen sie Probleme in der Gemeinde und schwere Konflikte, wovon ich noch rede. Die Gemeinde stößt sie aber nicht ab und ist nicht der Meinung, sich um ihr eigenes Wesen und ihre Wahrhaftigkeit zu bringen, wenn sie die Schwachen dabei hat, die sie auch die Unmündigen nennt. Die christliche Antwort auf die Schwäche der Schwachen ist nicht ihr Ausschluß, sondern der Appell, den wir in den allerältesten christlichen Zeilen lesen, die wir überhaupt besitzen, im 1 Thess 5,14: „Nehmt euch der Schwachen an“.

Keine Kirche nur der Reinen

Es ist bekannt, daß sich die Kirche in ihrer Geschichte immer wieder gegen die verführerische Idee verweigert

hat, Kirche nur der Reinen sein zu wollen und rigoros jeden Unvollkommenen, jeden „Versager“ zu eliminieren. Im 3. Jh. wurde der Streit darum offen und laut ausgetragen zwischen den Kirchen von Afrika, Rom und im Orient (also ein „weltweites“ Problem für die damalige Kirche). Noch im Mittelalter und später sind „Katharer“ Ketzler: sie wollen nur die Reinen in der Gemeinde, was die Kirche nicht akzeptierte. Und warum nicht? Ich meine, daß diese Verweigerung der Kirche ihr Selbstverständnis direkt betraf und daß dieser dogmengeschichtliche Streit letztlich auf folgenden Punkt verdichtet werden kann, der das Bild betrifft, das die Kirche von sich selbst hat: Sie war immer der Überzeugung, daß in ihrem Umgang mit Schwachen, Halbherzigen und Sündern (wer zählt sich nicht dazu?) Barmherzigkeit durchscheinen muß. Die kirchliche Pastoral soll nämlich den Gott erkennen lassen, den Jesus predigte, und so will ihn die Kirche nicht als den harten Richter, sondern als den barmherzigen Vater bezeugen, in ihrer Praxis, nicht nur mit Worten. Wie sollen die Menschen ihn als diesen Vater erkennen und erfahren, wenn die Kirche konkret im Gemeindeleben ihn nicht erkennen läßt und sogar verstellt? Die Bischöfe der Alten Kirche waren in der kirchlichen Disziplin alles andere als lasch, aber sie wußten konsequente Einforderung des Glaubensernstes mit einer Praxis der Barmherzigkeit zu verbinden. Das ist in ihren Predigten, die wir noch kennen, immer wieder beeindruckend, ebenso in den Konzilsbestimmungen und im Alltag der frühen Kirche.

Man hat die Unterschiede wahr sein lassen, auch noch nach Paulus. Im 2., 3., 4. Jh. usw. hat man vom unterschiedlichen Fortschritt im Christentum gesprochen. Alle sind auf einem Weg, manche vorn, viele weit hinten. Alle müssen vorankommen. Aber man hat auch ganz deutlich gesagt und einkalkuliert: nicht alle kommen gleich weit, nicht alle haben dieselben Fähigkeiten zu Einsicht und Engagement im Christlichen. — Unsere Fragen waren immer bekannt in der Kirche. Schließlich las man zu allen Zeiten 1 Kor 8,7: „nicht alle haben die Einsicht“, und man fand, daß Paulus recht hat. Aber man ließ die Unvollkommenen nicht fallen, sondern sorgte und kümmerte sich um sie, denn — auch das wird öfter gesagt — sie sind in der Mehrzahl. Origenes teilt im 3. Jahrh. mit, daß er die Leute reden hört: „mir genügt es, wenn ich nicht in die Hölle komme“. Was tut Origenes aber? Täglich predigt er für diese Leute, über denen er selbst in Erkenntnis, Ernst und Engagement turmhoch

**Unterschiedlicher
Fortschritt im
Christentum**

steht. Er will sie wenigstens auf diesem bedauerlichen Niveau zu dem Ernst führen, den sie aufbringen können. Das Wahrseinlassen von Unterschieden hat die Kirche ja immer auch und sehr früh schon in der Form geübt, daß sie den vielen Durchschnittlichen die großen Idealtypen vor Augen gestellt hat, um sie ein Stück weiter zu motivieren: Märtyrer, Bischöfe, Asketen, Mönche, Heilige. Von den fragwürdigen Begleitumständen wie der Einführung der Zweistufenmoral, dem Niveauverlust und dergleichen rede ich jetzt nicht. Sie waren der Alten Kirche übrigens auch immer wieder bewußt: „Kirche, verschwunden und längst vorüber ist die herrliche, überragende, beseligende Kraft der Frühzeit deines Volkes . . . Denn als sich die Masse der Gläubigen vervielfachte, wurde der Glaube selbst verringert, und mit dem Wachstum ihrer Kinder wird die Mutter krank. Und so bist du, Kirche, durch deine gesteigerte Fruchtbarkeit schwächer geworden . . . So beganst du, reich zu werden an Scharen, aber arm an Glauben . . . — eine fast nie dagewesene, unerhörte Art von Fortschritt und Rückschritt in einem“⁴.

Es geht darum: Die Kirche hat, biblisch und nachbiblisch, ein Gefälle in den Gemeinden gekannt und toleriert. — Es schließen sich daran verschiedene Fragen an.

6. Das Problem der Identifikation

Dazu nur einige ganz kurze Bemerkungen, die kein Programm meinen, aber einen m. E. notwendigen Diskussionspunkt darstellen.

Indem die Kirche die Massen wollte, für die sie anders keine Rettung sah, hat sie in ihrer Geschichte immer den Vorhof der nicht ganz Integrierten toleriert, und d. h. eine nur teilweise Identifikation mit der Kirche und Gemeinde. Natürlich nie in der Lehre, aber in der Praxis. Das ist also der Vorhof der Lauen, der Unentschlossenen oder Versager. Es muß aber noch mit einem anderen Vorhof gerechnet werden, der von anderen Leuten besiedelt ist, und sicher hat es ihn meistens gegeben, und er ist uns nicht fremd. Ich meine Menschen, die die Aussage und existentielle Verpflichtung des Christentums voll und glaubhaft für ihr Leben übernehmen, ohne sie nun akkurat und rundherum in gerade den Formen realisieren zu können, die ihnen in der Gemeinde, zu der sie gehören (gehören wollen), nahegelegt oder gar verpflichtend gemacht werden. Vielleicht ist der Anschluß an die Gemeinde manchen nur teilweise, partiell, möglich. Sie wollen sich mit der Gemeinde identifizieren,

⁴ *Salvian von Marseille, Vier Bücher an die Kirche I, 1; ca. 440 n. Chr.*

können es aber nicht total. Der Glaube ist auch individuelle Realisation. Kann eine Gemeinde sie dafür kritisieren oder sogar verurteilen und ausschließen, ohne totalitär zu werden? Das ist der Überlegung dringend wert. Auch in der Einzelgemeinde, die keine Fehler machen will, kann es trotzdem passieren, was in der gesamten Kirchengeschichte passiert ist, daß nämlich die Kompromißlosigkeit der biblischen Forderungen an das Leben eines Glaubenden umgemünzt wird in den Anspruch der Kirche, der Gemeinde, auf Totalidentifikation mit ihrer Lehre und Praxis, was nicht dasselbe ist: Hier Umkehr im biblischen Sinn — dort Loyalität bzw. Gehorsam gegenüber der Kirche.

7. Konflikt, Toleranz und christliche Freiheit

Je enger Christen in einer intensiven Gemeinde aufeinander rücken, desto schwerer werden Unterschiede erträglich, nämlich in der Glaubensauffassung, in Formen des Gemeindelebens, die jeweils bevorzugt oder abgelehnt werden, nicht zuletzt natürlich in Moralauffassungen.

Hier entstehen schwierigste Fragen mit direkter Bedeutung für die Praxisregelung bzw. für eine Gemeinde-regel oder -disziplin. Zur Orientierung einer christlichen Gemeinde in diesen heiklen Bereichen gehört aus der Tradition der frühen Kirche ganz zentral das Stichwort vom gegenseitigen Ertragen, wovon ich schon sprach. Ich versuche, weitere Orientierung aus der frühchristlichen Zeit in Erinnerung zu rufen.

Allerdings muß man zuvor bedenken, daß die Abweichungen einzelner von der Gemeindennorm (so darf ich kurz sagen), die da als sehr schlimm und ungemein störend und destruktiv empfunden werden, sehr verschiedenen „Kalibers“ und ganz unterschiedlicher Art sind. Es kommt mir auf folgendes an: Wenn Abweichung *als* Abweichung ziemlich unterschiedslos inkriminiert wird in einer Gemeinde, wenn also die Abweichung wegen ihres Nonkonformismus, d. h. weil überhaupt abgewichen wird, unbesehen, wie und warum, das eventuelle Vergehen in den Augen der Gemeinde oder ihrer Majorität ist, dann scheint mir das bedenklich im Sinn des vorigen Punktes, der ja vor einem Totalitarismus warnen wollte. Mir geht es um die Besprechung der Abweichungen ihrer Sache nach und um den Umgang mit ihnen in einer Gemeinde.

Heutiger Konformitätsdruck

Fangen wir mit Harmlosem an: Trotz Konzil und aller Reformen und teils auch in Reaktion darauf gibt es heute in der Kirche (und das wirkt sich in den Gemeinden aus) einen starken Konformitätsdruck in Sachen der Lehre, der Liturgie usw. Es wird sehr schnell eine Meinung

verabsolutiert, intolerant wird zwischen erlaubt und verboten, zwischen wahr und falsch, Tradition und schlechter Neuerung unterschieden wie eh und je. Es gibt da viele selbsternannte Unfehlbarkeitsträger verschiedenster Richtungen, Priester und Laien. Alles muß den je meinen/unseren Vorstellungen entsprechen, muß partout sein wie es immer war oder unbedingt anders sein als es je war. Was jemand denkt oder von anders woher mitbringt, muß durchgesetzt werden. Das ist banal, verursacht aber viele Reibungsverluste. Jede Gemeinde kennt das.

Die Bewahrung des immer Gleichen, die Vereinheitlichung alles Kirchlichen (und wenn nur im Bezirk einer einzelnen Gemeinde) trägt das Image einer großen Treue zu Kirche und Tradition bzw. eines großen Ernstes. Das kann trügen. Die Pedanterie und Intoleranz, die wir kennen, stammt aus einer kurzatmigen, gar nicht alten Praxis der Kirche. Wer sich noch hinter das Konzil zurück an den Kirchenbetrieb in vielen Dingen erinnern kann, erinnert sich noch besser an den konfessionell-apologetischen Charakter des ganzen, der ins vorige Jahrhundert zurückreicht. Ich mache hier einen Sprung und sage kurzerhand: Auf die alte Zeit des Christentums kann man sich für diese Kleinlichkeiten und Eitelkeiten, die sie als Selbstbehauptung einzelner und eines Systems meist sind, nicht pauschal berufen. Das NT dokumentiert bekanntlich auf seinen wenigen Seiten eine Fülle theologischer und liturgischer Pluralität. Und die altkirchlichen Bischöfe *sprechen* von solcher Pluralität, um sie zu retten und um u. U. sogar zu sagen, daß die Vielfältigkeit gerade die Einheit der Kirche dokumentiert. Aus vielen Zeugnissen, die man nennen könnte, eines aus Augustinus: „Ein verständiger und ernsthafter Christ hält nicht den einen Brauch für besser, den anderen für schlechter, sondern er schließt sich dem Brauch der Gemeinde an, bei der er sich gerade befindet ... „So beachte auch du, wenn du in irgendeine Gemeinde kommst, ihren Brauch; dann wirst du es vermeiden, daß jemand an dir oder du an jemand Ärgernis nimmst““ (Ambrosius-Zitat)⁵. Wir wissen gewöhnlich nichts von der Großzügigkeit der Alten Kirche, hier von Augustinus ausgesprochen.

Zumutbare Abweichungen

Man muß in einer Gemeinde hinsehen, worum es jeweils geht und was in diesen Bereich zulässiger Unterschiede gehört. Im Hinblick auf zumutbare Abweichun-

⁵ Augustin, Brief an Januarius, als Antwort auf eine pedantische Frage nach dem Fastengebot.

gen kann man z. B. wohl nicht die persönliche Gebetspraxis des einzelnen mit seinen Ansichten und Verhaltensweisen etwa in Bereichen des politisch-gesellschaftlichen, des sozialen Verhaltens oder auch der Sexualmoral gleich behandeln. Man muß klären, um welche Gewichte es unter christlichen Kriterien jeweils geht. Wir haben es da mit großen Entscheidungsproblemen zu schaffen.

Ich darf jetzt absehen von den psychologischen und emotionalen Elementen, die bei allen Auseinandersetzungen in ideell gebundenen Gruppen wie einer christlichen Gemeinde um solche Themen, die alle angehen, mitspielen, wie z. B. die Angst vor Verunsicherung des eigenen Lebens dadurch, daß andere anders leben; die Unfähigkeit, abweichendes Verhalten anderer, die man im übrigen aber nicht für „andere“, sondern für „Bundesgenossen“ hält, weil sie auch Christen zu sein bemüht sind, ihr Abweichen also auszuhalten; das Unvermögen, in aller Ruhe man selbst zu bleiben in seinen Lebensformen (die man sich überlegt und bewußt gewählt hat) und den anderen in seiner Art zu leben ganz einfach zu lassen; oder umgekehrt die merkwürdige Lust daran, nun gerade anders und für die anderen irritierend zu sein. — Ich glaube zwar, daß in all diesen alltäglichen Bremsklötzen auch ein Defizit an typisch christlichem Mitsein mit Menschen steckt, möchte aber gleich zu einer anderen Perspektive überwechseln und das ganze, weil wir ja vom frühen Christentum her Orientierungen suchen wollen, auf die Basis einer christlichen Realität stellen, die in der frühen Kirche, anders als später und heute, viel galt und nicht vergessen war: die Realität der christlichen Freiheit, bei Jesus nicht im Wort, aber in der Sache zentral gegeben, bei Paulus ein Stück seiner Predigt, das unterschlagen worden ist. Wie kann uns das Stichwort „Freiheit“ weiterhelfen, wo es um Konfliktbewältigung geht?

Diesmal müssen wir uns enger an eine bestimmte urchristliche Konfliktsituation in den Gemeinden erinnern und müssen aus der Art, wie Paulus die Lösung unter Christen anzielt, — ich meine diesmal tatsächlich: direkt lernen.

Die Bewältigung unguter Situationen in Rom und Korinth

Die Paulus-Briefe zeigen, daß in der Kirche von Rom und von Korinth (und mit Sicherheit auch anderswo) folgende ausweglose, ungute Situation bestand: Da gab es Christen, die sog. Götzenopferfleisch aßen und das für erlaubt hielten und darin sogar den Beweis der erlangten Freiheit des christlichen Glaubens sehen wollten; und

ein anderer Teil hielt das für schlechthin unvereinbar mit dem christlichen Glauben. Das Götzenopferfleisch war Fleisch von Tieren, die zum heidnischen Opferkult verkauft wurden, von denen dann einige Innereien tatsächlich geopfert wurden, deren Hauptmenge an genießbarem Fleisch aber in den Handel kam, so daß man kaum anderes Fleisch überhaupt bekam in den Geschäften und mit solchem Fleisch auf dem Tisch rechnen mußte, wenn man eingeladen war. — Das ist der Sachverhalt.

Nun sagte also eine Gruppe von Christen: Seit Christus wissen wir, daß es Götzen oder Götter nicht gibt bzw. daß ihre Gewalt gebrochen ist. Der Genuß von solchem Fleisch ist also erlaubt, ja sogar ein Bekenntnis zur Befreiung von den Dämonen. Paulus nennt sie die Starken. Andere haben schärfste Bedenken: Das Fleisch ist unrein durch seine Bestimmung, der Christ muß sich durch Abstinenz und Vegetarismus abgrenzen und seine Absage an die Dämonen so bekennen. Dahinter stehen Tabuvorstellungen, entweder aus heidnischer oder aus jüdischer Vergangenheit dieser Christen. Paulus nennt sie die Schwachen.

Durch diese Bezeichnungen zeigt Paulus, auf wessen Seite er selbst steht, was er für die dem Glauben angemessene Erkenntnis und Verhaltensweise ansieht. Nachlesen kann man das genauer in Röm 14 und 1 Kor 8.10. Paulus äußert Mißfallen: an den Starken, daß sie sich arrogant geben: „die Erkenntnis bläht auf“, sagt er ihnen. Aber nun die Lösung des Paulus:

Ein Appell an die Starken

Er fordert nicht die Schwachen auf, nun so schnell wie möglich ihren Rückstand an Erkenntnis und unbefangener Freiheit von den vorchristlichen Tabus aufzuholen, sondern er appelliert an die Starken, nicht ihren Vorsprung an Freiheit zu demonstrieren, sondern Liebe zu leben: „Nehmt den im Glauben Schwachen an, ohne mit ihm über verschiedene Meinungen zu rechten“ (Röm 14,1); „Gebt acht, daß eure überlegene Freiheit nicht für die Schwachen zum Anstoß wird ... (Sonst) wird allerdings der Schwache durch deine Erkenntnis zugrunde gerichtet — der Bruder, um dessentwillen Christus gestorben ist“ (1 Kor 8,9.11). Man muß die 3 Kapitel (s. o.) genau daraufhin durchlesen. Das ist ihre Pointe: Der Glaube macht grundsätzlich frei, auch zu unverhofftem, zu „verbotenem“ Handeln: „Alles ist erlaubt!“ sagt Paulus in Zustimmung zu diesem Slogan der Starken, sagt aber dazu: „Aber nicht alles dient zum Guten“. Er wiederholt: „Alles ist erlaubt (jawohl!), aber nicht alles baut auf!“ (1 Kor 10,23). Wir können kurz so sagen: Die Frei-

heit des Christen kann sagen und praktizieren: „alles ist erlaubt“, aber in diesem Satz liegt nicht ihr Sinn und ihre christliche Realisation. Ihren christlichen Charakter beweist sie (nicht mit einer Grenze, sie bleibt frei, sondern) in einer neuen Verbindlichkeit: die Freiheit ist verbindlich, nämlich in der Form, daß auch sie die Liebe lebt. Ihr Sinn liegt nicht darin, sich selbst zu demonstrieren, unter Beweis zu stellen, daß „alles erlaubt“ ist, und sich zum Zuge zu bringen, sondern in der konstruktiven (= aufbauenden) Orientierung an der Liebe. Freiheit zeigt sich im Auskommen mit dem anderen: „der, der nicht ißt, soll den nicht verurteilen, der ißt“ und „wer alles ißt, soll den, der nicht ißt, nicht verachten“ (Röm 14,3); „Wir wollen uns für den Frieden einsetzen und für alles, was uns gegenseitig fördert“ (14,19).

Wir gewinnen also aus diesem kurzen Blick auf eine urchristliche Konfliktsituation (die man bezüglich ihres damaligen Gewichts und auch bezüglich der Vergleichbarkeit mit heutigen Kirchenproblemen nicht unterschätzen darf) und auf die Maximen des Paulus folgendes Ergebnis: Wo Christen sich über erlaubtes und unerlaubtes bzw. über zumutbares und unzumutbares Verhalten nicht einigen können mit Argumenten und übereinander entsetzt oder belustigt sind, gibt es ein klares Kriterium der Christlichkeit für beide Seiten: den Frieden suchen, den anderen nicht vernichten, nicht verletzen, die Liebe. Der Freiraum meines Handelns ist strikt limitiert, nicht durch Gesetze, sondern durch den Umstand, daß mein Handeln auf Kosten des anderen (bzw. eines Dritten neben Zweien) gehen kann. Ist das der Fall, bleibt nach Paulus keine Wahl. Man darf dann (um im Beispiel zu bleiben) kein Götzenopferfleisch essen.

Vom paulinischen Beispiel kann man die Umstände ruhig abziehen: daß es um Schwache und Starke geht und um Tabu-Vorstellungen. Auch wenn beide Seiten sich stark fühlen (oder schwach sind) und wenn es um andere Streitfälle geht, bleibt es dabei: das Kriterium ist das unverletzte Leben des anderen. Christlich ist es, diese Rücksicht zu akzeptieren: „Alles ist erlaubt, aber nicht alles baut auf.“ Und was zerstört, nämlich den Nächsten, die Gemeinde, ist nicht erlaubt, ohne daß Freiheit aufgehört. Zustimmung dazu ist christliche Freiheit. In der Geschichte des Christentums blüht diese Unbedingtheit immer wieder auf. Hier ein Beispiel aus der mönchischen Spruchüberlieferung der Alten Kirche: „Vom Nächsten her kommen uns Leben und Tod. Gewinnen wir nämlich den Bruder, so gewinnen wir Gott. Geben wir

Die Maximen des Paulus

dagegen dem Bruder Ärgernis, so sündigen wir gegen Christus“ (Abbas Antonius, Apophth. 9; Ende 5. Jh.).

8. Rechthaben und Verteidigen

Mit beidem hat es die christliche Kirche als ganze permanent zu tun, aber auch die Gemeinden, die neue und eigene Wege suchen, was ihnen ja nicht besonders honoriert wird in der Regel.

Diese Wege werden u. U. von außen bestritten, aber sie sind oft ja auch in der Gemeinde umstritten, wollen also ausgewiesen und verteidigt werden.

Ich finde es wichtig, daß man sich Rechenschaft gibt über den Stil, in dem Verteidigung und Selbstbehauptung der Kirche, einer Gemeinde, betrieben wird, auch im Raum der Gemeinde selbst. Hinter meinem Interesse an diesem Punkt steht, das sage ich offen, die Erfahrung mit dem denkbar schlechten Stil. Jeder weiß ja, wie das seit Jahren zugeht in den innerkirchlichen Diskussionen um das Konzil, die Reformen, die Korrekturen und Beruhigungen bzw. die Stagnationen und Repressionen — je nachdem wie man es sehen kann. Auch wie es zugehen kann in Gemeinderäten oder Gremien und darüber hinaus. Es kommt dazu, daß aus der langen Geschichte der Kirche nicht viel Besseres zu berichten ist. Daß es Diskussion, Auseinandersetzung und Streit um die Auslegung des Christentums und um die Formen der Gemeinde gab und gibt, ist so plausibel wie nur etwas. Aber der Stil ist überwiegend so deprimierend, daß man, so meine ich, unter Christen darüber intensiv reden muß, um es zu ändern. Die Notwendigkeit dazu liegt auf der Hand:

Christliche Verteidigung des Christentums

Die Verteidigung und Behauptung des Christentums in jeder Form steht unbedingt ihrerseits unter dem Anspruch dessen, was da verteidigt wird. D. h. aber: Ich kann nicht mit Gehässigkeiten das Evangelium der Liebe verteidigen und mit Aggressionen für die Botschaft vom Vergeltungsverzicht und der Gewaltlosigkeit Platz schaffen. Oder: mit unchristlichen Mitteln das Christentum „vertreten“ wollen. Das ist immer ein Skandal, wirklicher Anstoß. Ein unchristlicher Diskussions- und Verteidigungsstil kann die Wahrheit des Christentums und der Gemeinde niemals sichtbar machen, sondern deckt sie zu.

Zwei frühchristliche Zeugnisse sollen wieder orientieren. Das erste ist aus dem 1 Petr: „Seid immer bereit zur Antwort jedem gegenüber, der von euch Rechenschaft verlangt über die Hoffnung in euch, aber in milder und respektvoller Art“ (1 Petr 3,15f). Er spricht natürlich nicht unsere Sprache. Aber man kann zutreffend ver-

sichern: Mit den beiden Wörtern „mild“ und „respektvoll“ meint der 1 Petr typisch christliche Eigenschaften: friedlich, nicht anmaßend und auftrumpfend, nicht feindselig und nicht revanchistisch gegenüber Angriffen reagierend. Thematisch genauer: über die gemeinsame Hoffnung der Christen nach draußen und intern christlich reden, gerade auch wo es um Rechenschaft und Verteidigung geht.

Der Brief ist Ende des 1. Jahrhunderts geschrieben und läßt erkennen, daß die Gemeinden damals als kleine Gruppen in einer gesellschaftlichen Umwelt lebten, die kein gutes Bild von ihnen hatte, die sie attackierte, verleumdete, unterdrückte. Oft wird im Brief die Gefahr unchristlicher Revanche beschworen. Der Brief will davon abbringen, auf Aggressionen aggressiv zu reagieren, auf Unrecht mit Unrecht; das wäre nicht das Christentum. In seiner für unsere Ohren antiquierten Sprache: „milde und respektvoll“ sein. Noch einmal 1 Petr 2,21—23: das Vorbild Christus; „er wurde beschimpft und schimpfte nicht zurück, mußte leiden und drohte nicht“.

Der Stil von Auseinandersetzungen in der Gemeinde

Das müßte folglich erst recht der Stil von Auseinandersetzungen in der Gemeinde sein. Mitte des 3. Jahrhunderts schreibt ein Bischof Firmilian aus Cäsarea in Kapadokien (der heutigen zentralen Türkei) einen Brief an einen anderen Bischof (es ist Stephan I. von Rom), von dem er glaubt, daß er in einer Streitsituation unglücklich und auch unchristlich agitiert hat, weil er nämlich tyrannisch und mit der Verurteilung anderer gearbeitet habe. Und in diesem Brief prägt er eine Kurzformel, die das trifft, worum es hier geht. Er sagt nämlich, daß man sich an die „regula veritatis et pacis“ halten muß (Cypr. ep. 75,24). D. h. deutsch: an den Maßstab von Wahrheit und Friede. Die Alte Kirche hat das Wort Regula bzw. Kanon (Maßstab) zur Bezeichnung des unverrückbar Christlichen, an das man sich halten muß, gewählt. Es ist eben der Maßstab als Basis. Das ist dann überwiegend auf die Lehre verlagert worden.

Aber auch mit dem „Maßstab Wahrheit“ war frühchristlich schon immer auch die Praxis, das christliche Gemeindeleben bzw. dessen legitime Formen mitgemeint.

Dieser Bischof Firmilian hängt nun also an die Wahrheit der Deutlichkeit halber den Frieden an. Der Maßstab innerkirchlichen Lebens sind Wahrheit und Friede. „Kanon des Friedens“ als Gemeinderegeln wäre die christliche Alternative zum verbreiteten Stil in den Gemeinden und im großkirchlichen Raum. Friedenssuche ist verbindlich.

Wir dürfen, um mit dem Kirchenvater Joh. Chrysostomus zu sprechen, nicht den Brand anstaunen, in dem die Tyrannei des Ehrgeizes und der eitlen Rechthaberei die Kirche verbrennt. Der Kirchenvater meint: für den Frieden in der Kirche sind die Hände zu rühren, auch zum Gebet: „Die Kirche ist ja nichts anderes als ein aus unse- ren Seelen erbautes Haus . . . Aber: . . . All das hat die Tyrannei des Ehrgeizes, diese alles verzehrende Flam- me, in Brand gesteckt, ohne daß einer der Sache Herr geworden wäre. Wir stehen vielmehr da und staunen den Brand an, sind aber nicht mehr imstande, das Schadenfeuer zu löschen . . . Dies sollen nicht bloß leere Wor- te, nicht eitle Klagen sein. Ich habe es gesagt, auf daß wir alle gemeinsam . . . zu Gott flehen, er möge uns sei- ne Hand reichen und den schrecklichen Brand löschen. Denn wir brauchen in der Tat seine Hand“⁶. Dann scheint die „Sache“ des Christentums vielleicht durch und springt der Funke über. Für ungezählte Beispiele aus der Alten Kirche Bischof Ignatius von Antiochien mit der Pointe: „Laßt die anderen wenigstens aus euren Werken lernen“ (sc. was das Christentum ist): „Ihr seid Bausteine für den Tempel des Vaters, . . . in die Höhe gehoben durch den Hebebaum Jesu Christi, das heißt das Kreuz, während euch der Hl. Geist als Seil dient. Euer Glaube ist euer Führer nach oben, die Liebe der Weg, der zu Gott emporführt . . . Betet auch für die an- deren Menschen ohne Unterlaß. Denn es besteht bei ih- nen Hoffnung auf Umkehr, damit sie zu Gott gelangen. Laßt sie daher wenigstens aus euren Werken lernen“⁷.

Eine Empfehlung des Augustinus Eine kleine Skizze dieser Einstellung zu Kirche und Ge- meinde, auf die es ankommt, hat Augustinus in seiner Psalmenerklärung entworfen. Über sie muß man länger und öfter nachdenken. Sie motiviert und kann viele Ent- täuschungen auffangen. Dieser Test soll zum Schluß zum Lesen empfohlen werden: „Die Kirche dieser Zeit ist eine Tenne . . .: sie hat Spreu und Weizen. Niemand ver- lasse die Tenne vor der Zeit des Worfelns, als könnte er gleichsam die Sünder nicht ertragen. — Wer von weitem die Tenne anschaut, glaubt, es sei nichts als Spreu darin. Wenn er nicht sorgfältig hinschaut, wenn er sie nicht mit der Hand befühlt, wenn er sie nicht auseinanderbläst, so kommt er schwerlich zu einer Unterscheidung der Kör- ner. — Oft liegen die Körner selbst so getrennt vonein- ander und ohne Berührung miteinander, daß jedes allein zu sein scheint“⁸.

⁶ Joh. Chrysostomus, Homilien zum Eph 10,1—3; Ende 4. Jahrh.

⁷ Ignatius v. A., Eph 9,1—10,1; Anfang 2. Jahrh.

⁸ Augustin, Erklärung zu Ps 25,5.